

Vergleichsweise verhalten klingt das kurze Schlußkapitel (»1945–1947. Die Wacht am Rhein«, 352–366). Die geschilderten Begegnungen – Stephen Spenders Besuch bei Ernst Jünger Ende 1945 (334–342) – oder, noch eindrücklicher, die nicht zustande gekommenen Begegnungen – Gottfried Benn verzichtet 1949 darauf, mit dem gefeierten Eliot zusammenzutreffen (vgl. 351–356) – bestätigen allein durch das Alter ihrer Akteure die seit Anfang der 1930er Jahre dauernde kulturelle Stagnation beider Länder und muten grotesk an. Den vom unmittelbaren Postbellum europaweit beinahe verzweifelt reaktivierten und hofierten Autoren wird längerfristig ohnehin geringere und differenziertere Bedeutung zukommen.

Mit dem vorliegenden Band erstellt Wolfgang Kemp eine der künstlerisch spannenden, politisch spannungsreichen ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewidmete deutsch-englische Literatur- und Kulturgeschichte von Rang, die sich in beide Richtungen fortschreiben ließe. Die von der englischen Essayistik übernommene stilistische Eleganz sowie ein spezieller, eben englischer Sinn für das Komische machen die Darstellung noch lesenswerter; nicht nachvollziehbar wirken die Entscheidungen für deutsche Übersetzungen, auch im Falle von Lyrik (vgl. z. B. 84–87). Eigentliches Verdienst des Verf. aber ist der anhand zahlreicher Detailbeobachtungen und literarischer Fallbeispiele erbrachte Nachweis, dass ein beachtlicher englisch-deutscher Kulturaustausch im untersuchten Zeitraum tatsächlich stattfand, wenn auch in weniger spektakulärem bzw. fruchtbarem Umfang als dies auf Frankreich und Deutschland, traditionell die wichtigste Länderopposition des europäischen Festlandes, zutrifft. Die Gründe für das dahinterstehende, von grundsätzlicher Distanz bestimmte Verhältnis erörtert der Verf. nicht, klugerweise wohl, denn namhaft zu machen wären allenfalls ein echter bzw. vorgeblicher Nationalcharakter oder geographische Gegebenheiten. Für die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft ungleich interessanter erscheinen die Strategien und literarischen Verfahren, die der eingeschränkte, getrübte Blick der Engländer entwickelt, um Abstand von Deutschland zu wahren.

Thomas Amos

Finn Fordham: *I Do I Undo I Redo. The textual Genesis of Modernist Selves in Hopkins, Yeats, Conrad, Forster, Joyce, and Woolf*. Oxford (Oxford University Press) 2010. 281 S.

»Why are not excrements, children and lice works of art?« fragt sich James Joyce 1903 in seinem Pariser Notizbuch. Im elf Jahre später fertig gestellten *Portrait of the Artist as a Young Man* schreibt er die Frage Stephen Dedalus als Eintrag in dessen Notizbuch zu. Finn Fordhams Band *I Do I Undo I Redo* verspricht, den Prozess der Verfertigung von Kunstwerken zu analysieren, der bei Joyce in Frage stehen bleibt. Die Fragmentarität und Skizzenhaftigkeit von Texten und die diskontinuierliche Darstellung des Selbst begreift Fordham nicht allein als zwei hauptsächliche Charakteristika der literarischen Moderne, sondern als zwei Artikulationen desselben Phänomens: der Prozesshaftigkeit des Schreibens. An Entwürfen und Manuskripten zu sechs maßgeblichen Texten der englischsprachigen Moderne versucht Fordham deren Genese nachzuvollziehen, und fasst dies in der These zusammen: »formation shapes content« (26). Die Tautologie dieser Formulierung vermag durchaus für ihre Triftigkeit zu sprechen. Das dargestellte

Selbst ist nicht weniger ein *Work in Progress* – oder vielmehr noch *in Process* – als der Text, der es formuliert. Das Schreiben ist nach Fordham die wesentliche Technologie zur Formung einer Identität, darum trage diese Züge des Schreibprozesses, die in Texten der Moderne als fragmentierte Identitäten und parallele, einander widersprechende Varianten des Selbst aufgezeigt werden.

Dass die Strukturlogik des Mediums stets die »Message« bestimmt, hat bereits McLuhan festgehalten, der bei Fordham unerwähnt bleibt. Derrida beschreibt nichts anderes als die Wechselbeziehung zwischen dem Text und dem sich darin formulierenden Ich, wenn er aufweist, dass jede Äußerung sich auch widerspricht und mithin den, der spricht, keineswegs als autonomes, über die Rede verfügendes Subjekt zeigt, sondern als diskontinuierliches Subjekt seiner Sätze. Fordham erwähnt Derrida, um gegen ihn seine grundlegende Hypothese zu formulieren, »that the experiences of writing can be retold, and therefore that phenomenologies of the processes of writing can be reconstructed, too.« (60) Welchen Erkenntnisgewinn solche Rekonstruktionen der Lektüre eintragen, wird aber weder im ersten Teil des Bandes deutlich, dem drei Kapitel umfassenden Critical Framework, noch im zweiten Teil, bestehend aus sechs Einzelanalysen. Ursache dessen ist eine eklatante Verschiebung des Schwerpunkts von Fordhams Untersuchung. Das im Titel angekündigte, vielversprechende Vorhaben, »theoretical abstractions around the nature of identity, the self, and subjectivity« (7) durch Vergleich mit Formulierungen eines Selbst in literarischen Texten zu problematisieren, wird bald zu dem biographischen Projekt, »potential psychological aspects behind textual genetics« (42) aufzuweisen. Dieses Unterfangen folgt der Annahme, das Schreiben erwecke aufgrund des unabsehbaren Prozesses von Korrekturen, der Edition und nicht zuletzt der Rezeption Angst. Und Angst ist es Fordham zufolge im Wesentlichen, die Texte formt. Einer luziden Darlegung der wichtigen Relation von Angst und Sprache, ja Sprachangst, von der Forsters *A Passage to India* und Conrads *Heart of Darkness* ebenso getrieben werden wie die Texte von Hopkins, Joyce und Woolf, steht jedoch sowohl der biographische Ansatz als auch eine große begriffliche Unschärfe der Studie entgegen. Weder die zu rekonstruierende Erfahrung, die Angst, noch die beständig evozierten Räume hinter oder unter den Texten werden je theoretisiert. Auch über die »ephemeral world of writing process« (7) ist kein völliger Aufschluss zu erlangen. Denn was unter diesem Prozess verstanden wird, schwankt zwischen den Manuskripten als Textvarianten, dem psychischen sowie physischen Prozess, dessen Spuren sie sind, dem Verlagsgeschäft und den »contingencies of reception« (261). Anders als Fordham der Untersuchung vorausschickt, können psychologische Spekulationen nicht durch Konzentration auf die – erfreulicherweise zum großen Teil reproduzierten – Manuskripte verhindert werden, weil sie nicht geübt wird. Die erste Reproduktion, eine Manuskriptseite aus einem Tagebuch von Hopkins, soll dessen Verfahren der »textual compression« (91) belegen. Ober- und unterhalb des von Fordham kommentierten Gedichts ist die Seite zu drei Vierteln gefüllt mit durchgestrichener oder unterstrichener Prosa. Auf sie wird leider mit keinem Wort eingegangen, so dass unklar bleibt, worauf sich Hopkins' Verfahren der Verdichtung eigentlich richtet. Die Joyce gewidmete Untersuchung betrachtet die Genese des *Circe* genannten Kapitels in *Ulysses* – ohne zu erwähnen, dass die an der Odyssee orientierten Kapitelnamen nicht in der Erstausgabe stehen, sondern Briefen von Joyce entnommen sind und mithin als Kommentare zu dem Bearbeitungsprozess gehören, der analysiert werden soll. Das Kapitel zu Joyce expliziert vor allem das grundsätzliche heuristische Problem des

biographischen Vorhabens, an dem auch die Analysen der Texte von Yeats, Conrad, Forster und Woolf kranken: »Fiction as projection« (216) sei *Circe*, die Abspaltung der Angst des Autors Joyce vor Misserfolg zu Figuren. Zugleich wird in Parenthese eingeräumt: »this apparent anxiety may itself be a fantasy imposed on Bloom by readers seeking psychological coherence.« (221) Trotz aller Insistenz auf die Fragmentarität und eben den Entwurfscharakter jedes Selbstentwurfs sucht *I Do I Undo I Redo* in der Tat nichts anderes als eine psychische Konstante, die den beschworenen Schreibprozess regiert. Damit bleibt die Untersuchung weit hinter der Radikalität der untersuchten Texte zurück und begibt sich in den Bereich der Pathologie. So gibt Fordham in dem Woolfs *The Waves* gewidmeten letzten Kapitel Mutmaßungen über Hirnchemie als »a reasonable explanation for the kinds of feelings Woolf had« (247).

Fordham reißt ein wichtiges, für die Literatur der Moderne nicht zu überschätzendes Thema an. Seine Studie lässt es aber zugunsten psycho-biographischer Spekulationen fallen, weil sie die Texte, die sie vornimmt, nicht beim Wort nimmt. Die Sprachangst, die sämtliche untersuchte Texte prägt, zeigt sich bei Fordham als Angst vor dem Lesen. Dieser enttäuschende Befund belegt immerhin die Schärfe und Wucht, die der Infragestellung der Kohärenz des Selbst und des Verfügungens über die Sprache eignet – und die Dringlichkeit, sie zu untersuchen. »The underlying story of a work's creation« (33) dagegen, die Fordham zu rekonstruieren sucht, beantwortet durchaus keine Fragen, sondern wirft mehr auf: Im *Portrait* streicht Joyce die Antwort, die er in seinem Notizbuch noch der Frage nachgestellt hatte, weshalb Exkremente, Kinder und (nach Aristoteles) auch Läuse zwar menschliche Verfertigungen sind, aber keine Kunst. An der Stelle der Antwort steht die Erwiderung: »Why not, indeed?«

Juliane Prade

Dirk Kemper, Aleksej Žerebin u. Iris Bäcker (Hg.): *Eigen- und Fremdkulturelle Literaturwissenschaft*. München (Wilhelm Fink) 2011. 384 S.

Es besteht kein Zweifel daran, dass wissenschaftliche Tagungen zu Publikationen führen sollten, mithilfe derer neue Erkenntnisse und originelle Betrachtungsweisen einem breiteren Publikum vermittelt werden können. Häufig, wie auch im Falle der vorliegenden Studie, werden die mündlichen Präsentationen für die Drucklegung ausgefeilt und erweitert und bei Bedarf auch durch zusätzliche Aufsätze ergänzt, um ein kohärentes Ganzes zu erzielen. Der große Nachteil solcher »Konferenzbände« dürfte auch außer Zweifel stehen: es gibt keine externen »checks and balances« durch »peer review«, die zur wissenschaftlichen Qualitätssicherung beitragen könnten; es kommt leicht zu einer Automatisierung des Prozedere, bei dem eben alle TagungsteilnehmerInnen oder die MitarbeiterInnen rund um das Herausgaberteam ihre Arbeiten publizieren können. Wenn gar eine Publikationsreihe bei einem Verlag garantiert ist, dann fallen die für Fachzeitschriften gewohnten (rigorosen) Standards oft zur Gänze weg.

Die Herausgeber von *Eigen- und Fremdkulturelle Literaturwissenschaft* bemühen sich, den aus ihrer Fachtätigkeit am Institut für russisch-deutsche Literatur- und Kulturbeziehungen in Moskau offensichtlichen (nationalliterarischen) Schwerpunkt in einen wesentlich größeren Kontext zu stellen und Fragen zur methodologischen Perspektive der Auslandsgermanistik im Rahmen vom Wissenschaftsdiskurs der Komparatistik zu